

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Rheingauer Bote.
Verlag von Anton Meier in Radesheim a. Rh.

1917. * Nr. 10

Heimgefunden.

Roman von Fritz Daum.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

In schlanker Hauptmann trat aus dem Gewühl an die beiden heran. Eine schmale schwarze Binde schlang sich um seinen Hals. In ihr hing sein linker Arm. Das Gesicht hatte eine fahlbraune Färbung, düster blickten die schwarzen Augen. Unruhig sah er Helma an.

„Jesko!“
Das Mädchen ließ den Arm Waldemars los und warf sich in Hauptmanns Arme, ihn fest umklammernd. Mit lächelnder Mahnung sah das Publikum der Szene zu.

Endlich rief der Graf fast fröhlich: „Na, Herr Kamerad, be-
me ich keinen Gruß?“
„Bereuhung, Erlaucht.“

Sie schüttelten sich die Hände.

„Döbblen, bleiben Sie mir mit der Erlaucht vom Halse. Ich

in sie unter

Kameraden

in aussteh-

klüßerdem

den wir uns

ander-

so nahe,

wir es bei

in Vorna-

en beruhen

den wollen!

es würden

reinen Ge-

den damit

weisen, Jes-

hm, ja —

Sie wün-

en, Er —

aldemar!“

Sie führen

die Pension

Faulbrun-

in, wo Jesko

nte. Als

vort einen

men Imbiß

nahmen,

erte Wal-

mar gleich

ett auf sein

les.

Ich denke,

erledigen gleich das Geschäftliche, wenn Sie nichts dagegen

en, besser Jesko!“

Dieser zog die Stirn frans.

„Verzeihung, ich verstehe Sie nicht ganz.“

„Nun, das wird schon kommen“, versetzte er zuversichtlich.

„Ich leid es mir tun, daß Sie infolge Ihrer Verwundung für den

weiteren Militärdienst nicht mehr in Frage kommen, brauche ich Ihnen nicht erst zu versichern. Aber nun tritt die Frage wegen der Zukunft an uns heran.“

„Erlauben Sie bitte, daß diese Frage zunächst doch keine all-
gemeine ist und — —“

„Selbstverständlich geht sie uns allein an, sonst keinen Menschen!“
Jesko wollte einen Einwand erheben, aber Helma drückte

angstvoll seine Rechte, da unterließ er es leuzend.

„Lassen Sie mich bitte einmal ausreden und dann geben Sie
Ihre Meinung kund. Seit Ihrer Verlobung mit Helma gehören

Sie unserer Familie mit an, welche Ehre wir wohl zu schätzen
wissen. Daher haben wir auch die Verpflichtung, uns um Ihr

Wohl und Wehe zu kümmern, nun Sie im Dienste für das Vater-
land Ihrem geliebten Beruf entsagen müssen. Ich beabsichtige

nun nicht, Sie in irgendwelcher Weise zu beeinflussen, oder
Ihren Entschlüssen zuvorzukommen, sondern mache lediglich

einen Vorschlag. Zunächst wird es wohl Ihr Wille sein, so rasch
als möglich zu heiraten. Nachdem Sie den Abschied erhalten

haben, sind
Sie ja frei.

Dann ist da
die Existenz-

frage, zu der
ich mir folgen-

den Vorschlag
erlaube. Das

Schlösschen
und das Gut

Lammwald,
dessen Ein-

künfte Frau
von Trierberg

sonieso gehö-
ren, nehmen

Sie als Ihren
Wohnsitz. Das

Schlösschen, es
ist allerdings

sehr klein, und
mehr Land-

haus, soll mei-
ne Hochzeits-

gabe für Hel-
ma sein. Sind

die Einkünfte
auch nicht gar

groß, so kön-
nen Sie doch

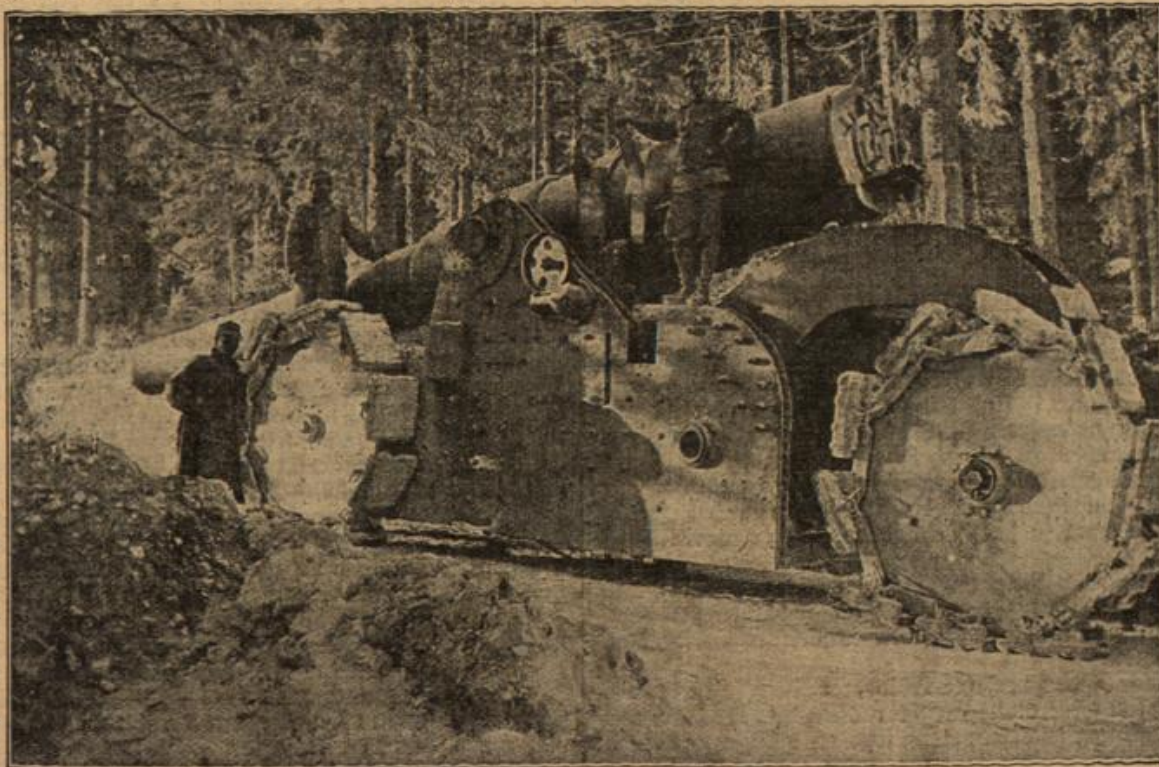
mit Hilfe der
Pension ganz

bequem leben

und wollen Sie ein übriges tun, so lernen Sie das Gütchen
selbst bewirtschaften, dann sparen Sie den Verwalter und können

sonit für spätere Zeiten einen Notpfennig zurückerlegen. So, —
das ist, was ich Ihnen als Haupt der Familie Ihrer Braut vor-

zuschlagen habe. Aber nun kommt noch ein anderes. Durch meinen
zweiten Vorschlag möchte ich Ihnen beweisen, daß ich Ihnen in



Ein erobertes italienisches Schiffsgeschütz, das in den österreichisch-ungarischen Stellungen gegen seine früheren
Besitzer verwandt wird.

„Ich denke, erledigen gleich das Geschäftliche, wenn Sie nichts dagegen
en, besser Jesko!“

Dieser zog die Stirn frans.

„Verzeihung, ich verstehe Sie nicht ganz.“

„Nun, das wird schon kommen“, versetzte er zuversichtlich.
„Ich leid es mir tun, daß Sie infolge Ihrer Verwundung für den

meiner Familie nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten zuzutheilen. An Ihnen ist es, ob Sie dieselben wollen gelten lassen oder nicht. Als ich vor nun bald zwei Jahren meinen Besitz in Selbstverwaltung nahm, lag vieles im argen. Da fehlte vor allem ein tüchtiger, energischer Administrator, der den Verwaltungern und Inspektoren der Güter scharf auf die Finger wachte. Das habe ich, so gut ich bei meiner beschränkten Zeit vermochte, selbst ausgeführt. Aber es war eine halbe Maßregel. Diesen Posten habe ich Ihnen zugebracht. Er ist schwer und verantwortungsvoll. Auch kann ich denselben nur einem ganz außergewöhnlich festen Menschen anvertrauen. Eigentliche Berufskennntnisse sind nicht erforderlich, weil ja nur eine Kontrolle über die Einnahmen und Ausgaben der Verwaltung und die Verkäufe geführt werden soll. Das kann mein alter Rentmeister von seiner Schreibstube aus nicht. Also, wenn Sie sich entschließen könnten, diesen Posten anzunehmen, würden Sie mich von einer großen Sorge befreien und mir viel nützen. Wie gesagt, Ihre Entschlüsse sind frei, — da haben Sie zwei Projekte, wählen Sie. Sollten Sie aber ganz auf meine Dienste verzichten, so würde es mir meinwillen sehr leid tun, denn dann würde ich meine bisherigen Schlossgäste in absehbarer Zeit verlieren. Und nun überlegen Sie sich die Sache."

Jesko atmete schwer. Seine Rechte hielt Helmas Finger umklammert, daß sie schmerzten. Hier ward ihm ein Heim, eine Stellung, eine Zukunft geboten, wie er sie sich schöner nicht träumen konnte. Aber geriet er dadurch nicht in Abhängigkeit? War es kein Almosen, das man dem Kriegsbeschädigten hier aus Vaterlandsliebe bot? — Durch eigene Kraft wollte er sich eine Existenz schaffen, niemanden etwas zu danken haben.

Aber — konnte er, durfte er denn dieses Angebot ablehnen? Hatte nicht auch Helma Rechte an ihn? Jhretwegen mußte er sich die Angelegenheit überlegen.

Seine Braut saß still an seiner Seite. Sie merkte, wie lang Graf Waldemar es angefangen hatte, um seinem Anerbieten jeden Anschein einer willkürlich gebotenen Guttat zu nehmen. Welch ein herrlicher Mann war doch dieser Waldemar.

Mit innerlichem Beben wartete sie auf die Antwort ihres Bräutigams, der noch immer in tiefem Nachdenken versunken dasaß. Sie betete, daß Gott seinen Entschluß segnen möge.

Es waren Minuten, welche über das Schicksal mehrerer Menschen entscheiden. Endlich hob Jesko den Blick.

"Herr Graf, Ihr Anerbieten und Ihr Vertrauen in meine schwachen Kräfte ist wirklich ganz ungewöhnlich und ich bin noch unentschlossen, was ich tun werde. Käme die Entscheidung auf mich allein an, so würde ich ablehnen. Seien Sie mir nicht böse, aber ich muß offen sein. Sie sind mir lieb und wert. Sie sind mein Kamerad und bieten mir in übergroßer Güte etwas ganz Hervorragendes, woran ich nie zu denken wagte. Aber Ihnen, dem Kameraden, dem Verwandten gegenüber möchte ich nicht in Abhängigkeit gelangen, das wird mir schwer, ich bekenne es, ich glaube das nicht verdienen zu können, aber wenn Helma entscheidet, — so will ich es einmal reichlich überdenken."

Entschlossen richtete sich Helma auf. Jetzt galt es, sie setzte das Ganze aufs Spiel. "Nein, — bei mir liegt die Entscheidung nicht. Meine Wünsche schalten wir aus. Wo du hingehst, gehe ich auch hin! Ich nehme kein Opfer an."

Waldemar verstand sie. Seufzend sagte er: "Dann muß ich auch verzichten, so leid es mir tut, denn ich gebe viel auf. Wo finde ich einen Mann, der allen Vorbedingungen für eine solch verantwortliche Stellung findet? Und dann kann ich ja auch nicht verlangen, daß Sie sich an unserer Liebe genügen lassen, wir scheinen es doch nicht verstanden zu haben, Ihnen in der rechten Weise entgegenzukommen. Verzeihen Sie meinen Egoismus!"

Diese beiden Entgegnungen verwirrten den guten Jesko. Er kam sich auf einmal so selbstsüchtig vor, daß er unwillkürlich lebhafter wurde.

"Verzeihen Sie mich bitte recht. Ich möchte nur nicht, daß meine Leistungen, die ich trüppelhafter Mensch darbringen kann, nicht in ungleichem Verhältnis zu den Darbietungen standen, welche Sie machten."

"Davon ist keine Rede", versetzte Waldemar eifrig. "Ihr körperlicher Mangel spielt keine Rolle in Ihrer Tätigkeit. Es wäre mir eine solche Gemüthung gewesen, wenn ich nach völliger Genesung wieder austrüden muß, meine Besitzungen unter guter Aufsicht zu wissen. Aber da Sie persönlich sich nicht über unser Verhältnis hinwegsetzen können, so darf ich nicht um meines Vorteils willen weiter in Sie dringen. Ich hatte es mir so schön vorgestellt."

Jesko, dem diese Worte mehr zusetzten, als er sich eingestehen mochte, sah Helma an. Vor seine Augen trat das Bild seiner Zukunft als Administrator, dann stellte er sich den Gegensatz vor, der eintreten würde, falls er irgendwo anders ein Unterkommen bei einem Müller oder Schulze suchte, war da nicht auch Abhängigkeit?

Blötzlich wandte er sich hastig zu dem Grafen.

"Waldemar, es scheint, als ob meine Weigerung Sie das möchte ich nicht, — Sie sollen meinen guten Willen erkennen. Aber lassen Sie mir Zeit. Es ist schwer, seinem geliebten auch als armer Offizier — entsagen zu müssen. Ich will suchen, Ihnen zu Willen zu sein. Vorerst werde ich sehen, mir gelingt, mich einzuarbeiten. Sehe ich, daß meine Anmüßigt, dann sollen Sie mich haben, wie ich bin. Das Glück ja zu groß, — ich könnte ja nicht daran glauben."

Dem Manne, der seiner Kompagnie in das tollste Feuer Jögern vorangeschritten war, den überkam eine Weichheit, die unendlich rührend war. Befangen stand dem Grafen die Rechte hin.

Helma preßte in heissem Dank ihre verzehntenen Hände das pochende Herz. Waldemar vergaß sein krankes Bein sprang auf.

"Jesko — das ist ein Wort von Wert. So und nicht konnten Sie sprechen. Ich wußte, daß es so kommen muß, aber wirklich, es war nicht leicht, Ihren Stolz zu besiegen. Nun sind Sie der Unsere."

"Das Anerbieten mit dem Gute Tannwald schaltet somit Ihr zweiter Vorschlag sagt mir mehr zu, weil er mir Ihnen in größerem Wirkungskreise meinen Dank durch Streben und Arbeiten abzustatten."

"Nichts von Dank, lieber Freund! Und Tannwald wird der Administratur, weil es im Mittelpunkt der verschiedenen Güter liegt. Schloß Hohen-Arnsstein ist wegen seiner Lage dafür geeignet. Doch nun genug von geschäftlichen Dingen, tritt der Mensch in seine Rechte. Lassen Sie uns den Vorrat einer guten Flasche Rheinwein besiegeln."

Bald perlte ein auserlesener Rüdesheimer in den Römern die Herren plauderten über ihre Kriegsabenteuer und die Deutschlands. Aus jedem Satz sang der Stolz dieser beiden Männer heraus, daß sie hatten mitwirken dürfen zu den großen Ereignissen der Zeit.

"Wie ist es mit Ihrem Arm, lieber Jesko, befindet er sich noch in Behandlung?"

"Nein, man hat es aufgegeben und überläßt es der Natur, wird nie wieder gebrauchsfähig. Was habe ich nicht alles für Sie über mich ergehen lassen. Nun füge ich mich, wenn auch das Herzens drein. Helma, du bekommst einen fehlerhaften Kameraden."

"Der aber doch ein ganzer Mann ist", setzte Waldemar hinzu.

Helma schmiegte sich an den Geliebten. "Ich möchte nicht anders haben, dein Herz ist doch das Beste an dir."

"Hört einmal, liebe Freunde, wir sind nun einmal am Vorhange schmieden. Ich möchte da ganz diktatorisch vorgehen und verordnen, daß wir alle drei und sobald als möglich uns in die Heimat geben. Auf Seeburg ist ein Genesungsheim, wie ich weiß, können Sie, Jesko, wohnen, bis Sie mit Helma vor den Vorhang treten. Ich kuriere in Hohen-Arnsstein mein Bein aus und Ihnen mit allem an die Hand gehen, was zur Einführung in den Amt nötig ist. Können und wollen Sie sich hier rasch freimachen?"

"Nun hält mich nichts mehr hier, so schön Wiesbaden verläßt es jetzt ganz gern."

"Gut, und Helma — dürfte einverstanden sein."

"Was kann ich mir Schöneres wünschen!"

Diese Worte begleitete ein Blick, der dem armen gepreßten Jesko das Blut zum Herzen trieb.

"Ach, wird mein Mütterchen sich freuen. Sie ist jetzt in Seeburg und Tante Dorette wird für sie sorgen, da kann ich mir sein, aber ich sehne mich, ihr mein großes Glück mitzutheilen, daß wir Ihrer Güte verdanken, Waldemar!"

"Still, damit vertreibt ihr mich. Habe ich nicht das Bestreben, jemand zu helfen, ist dies nicht das Herrlichste auf Erden?"

"Ja, zu Ihnen muß das Glück auch noch einmal kommen."

"Ich will daran glauben und hoffen! — Doch nun bin ich mich zu entschuldigen, da ich mein Bein gerne ein wenig hochheben möchte. Nein, keine Hilfe, ich kann schon allein. Auf Wiedersehen!"

Mit freundlichstem Nicken humpelte er aus dem Zimmer, schlang Helma die Arme um den Geliebten.

"Liebster, freust du dich nicht auch?"

"Ich sah es noch nicht — du — du — sollst bald sein? Wir sollen ohne Sorge und Not leben, ach — das ist viel mehr, als ich erwartete."

"Und doch warst du bereit, dem Glück die Tür zu weihen, unartiger!"

"Ich fand mich nicht gleich hinein, — der treue Waldemar hat mich überrumpelt!"

"Das dank ich ihm, so lange ich lebe. Er war klüger als hochberühmter Schach und hat deinen Stolz bezwungen."

"Ja, möge es ihm so gut werden, wie mir."

"O, das hat noch gute Wege, ich fürchte, da gibt es einen harten Kampf, bis Marga und er kapitulieren."

„Aber es muß doch kommen, er hat den rechten Glauben und auf sein Glück warten. Mannhafte Sonnennaturen zwingen Glück.“

„Dafür will ich beten.“

„Seliges, beseligendes Liebesgeplauder füllte die nächste Stunde. Wenige Tage später fuhr ein Auto den Schloßberg hinan. Zwei frohe Menschen saßen darin.“

Auf dem alten Bergfried von Hohen-Arnstein ging die Wappenstein hoch. Waldemar grüßte sie mit leuchtenden Augen.

Ihr alten Farben, die von den Ahnen meines Geschlechts so mancher blutigen Schlacht zu des Vaterlandes Bestem geworden wurden, ich darf die Blide stolz zu euch erheben, — auch habe meine Pflicht erfüllt, mit Kraft und Blut. Flattert nur, grüße euch!“

So fuhr der Schloßherr voll Stolz und Hossen in die Burg der Väter, an einem schönen Lenztage des Jahres 1916. Es war eine erste Zeit voll Kraft und Mark, in Wiesbaden hatten bei Spaziergängen das Wuchten der Geschütze von Verdun gehört, wo die französische Armee zerhämmer wurde.

9. Verlorene Wege.

Straf Waldemar atmete auf in der Heimat, die er im Schlachten nun so lange entbehrt hatte. Er fühlte, wie sein Herz sich entspannte. Und war ein Stachel, der immer noch schmerzte. Sie, der all sein Lieben galt, war nahe und doch so fern. Aber seinem Herzen war der Glaube an das Gute in ihr nicht verloren. Sie würde, sie mußte eines Tages den verlorenen Weg wieder finden. Das war sein Hossen!

Die Baronin hatte sich an einem schönen Nachmittage freigegeben und besuchte ihn auf Schloß Hohen-Arnstein. Unermüdlich überlebte die alte Dame von allem Möglichen. Waldemar gab schied Bescheid, er wußte, was kommen würde. Und richtig, kam auch.

„Ich habe Ihnen nun so viel Verlorenes von unserem arbeitenden Dasein auf Seeburg erzählt, das zu einem Paradies der braven Streiter geworden, daß sie gewiß sich bald einmal durch den Augenschein überzeugen werden, wie gut es unsern kranken Pfleglingen geht. Wann dürfen wir Sie einmal erwarten?“

Die Frage kam so plötzlich heraus und die Augen der alten Dame funkelten ordentlich listig. Waldemar unterdrückte mit einiger Mühe ein Lächeln.

„Sie wissen, daß nur der Weg nach Seeburg versperrt ist. Ich kann jene Stunde nicht überwinden!“

„Ah, — Sie können nicht! Nein, der Wille fehlt. Wo der Wille ist, da findet sich auch ein Weg.“

„Sie haben recht, Tenebris, ich will auch nicht, weil ich nicht darf.“

Streitlustig blickte ihn die kleine Dame an.

„Reden Sie doch nicht solchen Unsinn. Was könnte Sie wohl hindern, wenn das Herz den Weg sucht?“

„Meinem Herzen sind nicht die Wege vorgeschrieben worden.“

„Das ist ein bodenloser Trost und ich zürne Ihnen ernstlich.“

„Das tut mir sehr leid, ich muß es aber hinnehmen.“

„Ist so etwas nicht unerhört. Soll der Mensch Trost und Jörn seinem Herzen so die Oberhand gewinnen lassen? Sie sitzen hier und sehen sich nach ihr, denn daß es anders ist, machen Sie mir nicht weiß. Drüben auf Seeburg wartet eine von einer Stunde zur andern, ob ein gewisser Mensch nicht doch zu ihr kommt und als kluger Mann den Streit erleichtert. Meinen Sie, ich sei blind und sehe nicht, wie sie sich abhärmt? Seit Sie wieder hier sind, lebt das Kind in einer Aufregung. O, ich habe für was einen untrüglichen Blick. Nun nehmen Sie endlich einmal Bescheid an und machen Sie den Anfang zu einer Anbahnung des Verkehrs. Sie kann Ihnen doch nicht um den Hals fallen!“

„Sie sind damals schwer getränkt worden, das gebe ich zu. Aber der Mensch soll in christlicher Barmherzigkeit verzeihen und — ein bißchen Schuld tragen Sie auch, denn Sie haben ihr den Ring weggenommen, — das war übereilt und hat in Marga all den Unsinn noch verstärkt. So sollten Sie auch ein Einsehen haben und ganz unbefangen nach Seeburg kommen.“

Auf Waldemar machte die lange heftige Rede der erregten Dame einen eigenartigen Eindruck. Er freute sich, daß Marga seine Anwesenheit bedrückend fühlte, erkannte er doch daraus, daß sie ihn noch liebte. Andererseits machte ihm die streitbare Dame Vergnügen, welche es beinahe fertig brachte, den Spieß umzukehren und ihn als Schuldigen zu stempeln.

„Liebe Freundin, es tut mir leid, Ihnen eine Enttäuschung bereiten zu müssen. Allein ich muß Ihnen bekennen, daß es mir unmöglich ist, nach Seeburg zu kommen. Eines Mannes Liebe ist etwas Großes, wer sie einmal gering geachtet hat, dem fällt sie kein zweites Mal wieder in den Schoß, es sei denn, er bemühe sich darum. Mich nochmals anzutragen verbietet mir mein Stolz.“

„Mag ich auch noch so sehr darunter leiden. Im übrigen lassen Sie bitte die Dinge gehen, — Glück will reifen, um eine volle Frucht zu werden.“

„Gut, ich sage mich. Aber es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie nicht mehr dem Bilde eines ritterlichen, edel verzeihenden Mannes entsprechen, das ich mir früher von Ihnen machte. Nun meint man es so von Herzen gut und möchte Ihnen ein Glück sichern, jetzt verchiessen Sie sich selbst den Weg dazu. Wer mich sehen Sie sobald nicht wieder.“

„Was ich von Herzen bedaure. Zu Helmas Hochzeit am nächsten Montag werden Sie doch wohl erscheinen?“

„Natürlich — — meinen Sie, ich sei so herzlos, das liebe Ding entgelten zu lassen, was Sie mir antun.“

„Leider werde ich nicht umhin können, zugegen zu sein, kann Ihnen also meine Gegenwart nicht ersparen.“

„Spotten Sie nicht, — nehmen Sie sich lieber ein Beispiel an dem jungen Paare, das in so schwierigen Verhältnissen die Treue wahrte.“

„Ich bin noch nie mit einem Gedanken untreu gewesen.“

„Dieses Bekenntnis kam mit solchem Ernst von seinen Lippen, daß die gute Baronin ihm nicht länger zürnen konnte.“

„Ach, es ist ein wahrer Jammer, daß ihr beide euch nicht helfen lassen wollt.“

Stumm küßte er ihr die Hand, als sie sie verabschiedete. — — —

(Schluß folgt.)

Kriegsbotanik.

Von Dr. Edmund Scheibener. (Nachdruck verboten.)

Die Gewähr für einen erfolgreichen Feldzug liegt nicht zum wenigsten auch in der wirtschaftlichen Stärke eines Volkes, das ihn zu bestehen hat, in der wirksamen Zusammenarbeit geistiger wie körperlicher und materieller Kräfte, verbunden mit bestmöglicher Anpassung an die durch die veränderte Sachlage geschaffenen Zustände. So mußten für eine Anzahl von Produkten, welche durch die Störung des Handelsverkehrs in nur ungenügender Menge oder überhaupt nicht mehr erhältlich, jedoch unbedingt notwendig sind, sei es an den Fronten oder im Innern des Landes, Mittel und Wege gefunden werden, sie trotzdem zu beschaffen, wenn anders nicht tiefgreifende Störungen im Wirtschaftsleben entstehen sollten. — In der Lösung dieser Aufgabe haben besonders auch die Naturwissenschaften ein hohes Verdienst und alle ihre Zweige sind daran beteiligt.

Wertvolle Dienste erwies die Botanik dem Volkskörper in der Aufdeckung zahlreicher neuer Pflanzen als Nahrungsmittel, in Vorschlägen für deren rationellen Anbau, wertvollere jedoch in der Heranziehung einheimisch technisch wertbarer Arten, wovon besonders die Rede sein soll. Schon eine bloße Nennung der zu erreichenden Ziele erhärtet die Wichtigkeit dieser Aufgabe: Nahrungsmittel einheimischer Pflanzen zum Ersatz für Getreide und Baumwolle, überhaupt von technisch verwertbaren Faserpflanzen, Ersatz für die bisher tropischen Lieferanten des Kautschuks und andere Probleme. Was insbesondere die in Frage kommenden Geleinst-Faserpflanzen anbetrifft, so sollen es Formen sein, welche ein mindestens ebenbürtiges Erzeugnis liefern, dessen Verarbeitung technisch keine allzu großen Schwierigkeiten bietet, dessen Herstellung durch schon bestehende technische Anlagen möglich ist und welches daher zu billigen Preisen in den Handel kommen kann. Dann aber sollen es auch Formen sein, welche keine allzu großen Ansprüche an ihren Anbau stellen, auf jedem Boden fortkommen und deren Pflanzungen daher noch wichtiger Kulturgewächse wie beispielsweise Getreide- oder Gemüsepflanzen, nicht des schon an und für sich oft knappen Raumes berauben.

Eine solche Form ist in hervorragender Weise die Brennessel, welche wohl alle diese Bedingungen erfüllt und aus deren Stengelsfasern bereits ein ausgezeichnetes Garn hergestellt wird. Der Gedanke freilich, die Nesselfasern in der Textilindustrie zu verwerten, ist nicht neu; denn schon Albertus Magnus (Albert von Bollstedt), der einst weltberühmte Scholastiker (1193—1280) erwähnt die Brennessel als Geleinstpflanze. Sie wurde demnach wie noch so manche Form früher bereits dazu nutzbar gemacht und geriet erst in Vergessenheit, als die Baumwolle ein weit billigeres und besseres Produkt lieferte, als es die Nessel bei den damaligen unvollkommenen Methoden bringen konnte. So bestanden noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Leipzig Nesselzwirnfabriken. Erst der Krieg ließ, als durch ihn die Zufuhr stark unterbunden wurde, sich ihrer wieder erinnern.

Insonderheit in Österreich fand sie allgemeine Beachtung, ließ doch das Kriegsministerium im Sommer vorigen Jahres in allen Teilen der Monarchie durch Soldaten und Kriegsgefangene die Brennesseln auffammeln, wodurch eine Menge von wenigstens 20000 Meterzentnern geerntet wurde, die voraussichtlich ein

Faserausbeute von etwa 20000 kg geliefert haben werden. Nach einem, sowohl im Deutschen Reiche wie in Österreich bereits patentierten Verfahren von Prof. Dr. O. Richter, Wien, wird die Faser in einer Anzahl von Fabriken bereits verarbeitet. Zuerst wurden die Fasern mit konzentriertem Ammoniak von dem übrigen Gewebe gesondert, welche Methode sich aber als zu teuer erwies und daher als impraktisch verworfen wurde. Jetzt findet ein viel einfacheres Verfahren Anwendung. Die Kesseln werden einfach eine bis anderthalb Stunden in Wasser gelegt, worauf sie gebrochen und gehehelt werden. Durch Abkochen in einem Seifenbade von 0,5—2 Prozent wird die Faser von allen etwa noch anhaftenden Gewebeteilen befreit, wodurch eine ganz außerordentlich feine Faser erhalten wird, welche zu den feinsten Garnnummern versponnen werden kann.

Endlich können die bestehenden, auf Verarbeitung von Baumwolle eingerichteten Maschinenanlagen in den Spinnereien mit nur geringfügigen Änderungen zur Bearbeitung der Kesselfasern eingerichtet werden. Verschiedene Stoffe werden schon hergestellt, wie solche für Blusen, Säde und Zwillingshosen. Handelt es sich jedoch um Herstellung feiner Kesselfasern, so ist ein geringer Zusatz von Leinenabfällen notwendig, damit ein sicheres Laufen der Maschinen gewährleistet wird.

Überall kommt überdies die äußerst genügsame Kessel fort, jeder Schutzplatz, jedes noch so wüste Feld bietet ihr reichliche Existenzbedingungen, und wenn nur die Belichtung nicht zu stark ist, so braucht sie während zehn Jahre kaum gedüngt zu werden, da sie imstande ist, selbst äußerst geringe Stickstoffmengen dem Boden zu entziehen.

Man sieht leicht ein, daß die Kessel in erster Linie den genannten Bedingungen, wie der Leichtigkeit und Anspruchslosigkeit im Anbau, der Billigkeit ihrer Verarbeitung und der Vollkommenheit ihres Produktes, nachkommt, und daher wohl zu den wichtigsten einheimischen Textilpflanzen gerechnet werden darf, da sie imstande ist, in wirksamer Weise mit der tropischen Baumwolle zu konkurrieren und zwar nicht nur während des Krieges, als vielmehr auch nach dem Kriege. Denn es ist doch von Wichtigkeit, zu unterscheiden, ob ein Produkt bloß während der jetzigen schwierigen oder gestörten Zufuhrverhältnisse nur als gelegentliches Ersatzprodukt oder aber auch nach Wiederherstellung der gewohnten Verkehrsverhältnisse als Dauerprodukt ständig sich zu behaupten imstande ist. So glaubt der Erfinder seines Ersatzverfahrens, Dr. O. Richter, daß die Zentralmächte dadurch nicht nur in der Lage wären, ihre Baumwollvorräte zu strecken, sondern auch später von der Baumwollimport aus Amerika unabhängig sein würden.

Noch eine Menge von Pflanzen wurden schon genannt bezüglich der Frage des Ersatzes ausländischer Gespinnstpflanzen durch

einheimische Arten, so der Hopfen, von dem noch die Rede wird, der allbekannte Oleander, der weiße Honigklee (*Lotus albus*), der auf sandigen Hügeln, an sonnigen trockenen Abhängen so häufige Besengin (*Sarothamnus scoparius*), endlich die Schwalbenwurz (*Vincetoxicum officinale*), das mit der Kessel verwandte Glasraut und die Malve (*Malva officinalis*), welche alle Faserpflanzen in Betracht kommen. Einige davon wurden schon früher Gespinnstpflanzen verwendet, wie Malve, welche nach dem Zeugnis Papias und Nidor schon im siebenten Jahrhundert von dem Bischof von Sevilla zur Herstellung von Kleiden benutzt wurde. Ihre Blüten haben eine weinrote Farbe. Wenn die Pflanze um 800 n. Chr. lebende Isidor von der Tochter Karls des Großen, Gisela, berichtet, sie habe einem malvenen Kleide geprangert, kann damit sowohl der Stoff, als auch die Farbe gemeint sein.

Schon im 18. Jahrhundert wurde aus den Stengeln des Hopfens grobe Faser gewonnen, und von Schweden wird um 1750 berichtet, daß sie ein höchst eigentümliches Verfahren der Fasergewinnung kannten. Sie brachten die Stengel in die feuerwarmen Dünste oberhalb der Destillierkessel, wo diese nach kurzer Zeit zerfielen, um getrocknet sich wie Flachs zu schwingen und hebeln zu lassen. Neuerer Zeit (1877) nahm sodann D. Rördlinger ein Patent auf eine viel kurzfristige Behandlung der Hopfenfasern. Darnach werden die Fasern in Wasser mit Seife und Soda gewaschen und nach nochmaligem Kochen in Wasser mit Essigsäure gewaschen. In wenigen Stunden erhält man so ein zum Gebrauch fertiges Material. — Auch der Besengin war früher bekannt zur Herstellung von Schnüren, Sack- und gröberen Kleiderstoffen. Noch vor etwa 150 Jahren wurde seine Verarbeitung in Frankreich und noch im letzten Jahrhundert in Italien als Hausindustrie betrieben. Die in Garben gebundenen Stengel wurden getrocknet und geflochten, so daß sie aufsprangen, hierauf feuchter Erde unterworfen, abschluß „gegoren“, dann gewaschen und geschlagen, bis die Fasern sich lösten und nach neuem Waschen in Trocknen entwarfert, welcher ganze Vorgang wieder bis vier Wochen erforderte. — Endlich ist noch das Weidenröschen (*Epilobium angustifolium*) zu erwähnen, aus dessen Stengelfasern in skandinavischen Ländern Stride gewoben wurden.

Neben dieser Glasraut, welche als Ersatz in Betracht kommt, wie die angeführten Notizen lehren, praktische Erfahrungen zu liegen, scheiden andere wohl völlig aus, wie der Oleander, die Schwalbenwurz und das Glasraut; der erstere aus klimatischen Rücksichten, die eine Zucht in großen nicht wohl zulassen, und die anderen, weil sie häufig auftreten, das Glasraut sogar erst südlich der Alpen.

Etwas anderes ist es mit dem Hopfen und dem Besengin. Etwas anderes ist es mit dem Hopfen und dem Besengin.



Groß und klein gefesselt sich gern. (Mit Text.)
(Genfret Generalfab.)



Schneeschmelzkeßel im Gebirgskrieg.



Kommandanten eines deutschen Sturmtrupps in der neuesten Ausrüstung.
Der Mann in der Mitte trägt eine Sandbarantentweste, die völlig mit Sandbarantaten behängt wird.

werden heute in der Textilindustrie verwendet. Der Ginster kommt überall selbst mit dem trockensten oder unfruchtbarsten Boden zurecht, welcher also durch Ginsterpflanzungen nutzbar gemacht werden könnte, währenddem der Hopfen bekanntermaßen namentlich in Süddeutschland und Böhmen schon längst in Kultur genommen ist. Über 40000 Hektaren sind allein im Deutschen Reich damit bepflanzt und von der ganzen Ernte dieser großen Bezirke wußte man bis unlängst mit den übrig bleibenden langen Stengeln nichts anderes anzufangen als sie beiseite zu werfen. Jetzt aber ist besonders in Österreich reges Interesse für sie vorhanden, wurden doch im letzten Sommer auch die Hopfenstengel vom Staat beschlagnahmt.



Generalleutnant Ritter von Auenf.
Befehlshaber Generalstab. (Mit Text.)

daß die Bezeichnung „Jute“ herrührt von der schon im Sanskrit als „djuta“ erwähnten indischen djut-Faser. Spät erst wurde sie in Europa bekannt. Als erster sandte der Engländer Dr. Roxburgh als Direktor der ostindischen Handelsgesellschaft 1795 einen Ballen solcher Fasern nach England. Aber erst im zweiten Viertel des folgenden Jahrhunderts fand dort der neue Faserstoff

Beachtung. Die Rohfaser wird mittels hydraulischer Pressen in Ballen von 180 Kilogramm gepreßt, von denen Bengalen jährlich über 5,6 Millionen ausführt. 1890 kamen beispielsweise 1500 Millionen Kilogramm im Werte von 160 Millionen Mark nach England, um besonders in Dundee verarbeitet zu werden.

Eine andere Frage ist nun aber, ob die einheimischen „Jutepflanzen“ wie Hopfen und Ginster und vielleicht auch das Weidenröschen, instande sind, der ausländischen Jutefaser die Spitze zu bieten, mit andern Worten, ob sie als Dauerprodukt sich zu behaupten instande sind und etwa gleich der Kessel bei rationellem Anbau und ausgiebigster Verwertung den Bedarf der Zentralmächte auch nach dem Kriege vom englischen Markte unabhängig machen können, oder ob sie stets nur Ersatzprodukt oder Notbehelf bleiben.

Die Vorteile wurden bereits auch erwähnt: der bestehende Anbau des Hopfens und die Bedürfnislosigkeit des Ginsters bezüglich seiner Bodenanforderungen. — Das Weidenröschen verhält sich wie der Ginster. Dichte Waldstellen, Holzschläge sind seine Standorte, an denen es besonders im Süden in großer Menge sich findet, die Stengel könnten durch Schulkinder eingesammelt werden, was den Vorteil der Billigkeit der Gewinnung böte. Indessen liegen wägbare praktische Erfahrungen erst für den Hopfen vor, für die andern fehlen sie oder sie fielen wie bei der Verwertung des Weidenröschens ungünstig aus.

Um beispielsweise allein mit Hopfenfaser auf dem Jutemarkte erfolgreich konkurrieren zu können, wäre die Produktion großer Mengen erforderlich, und so der Anbau anderer wichtiger Kulturpflanzen geschnitten. Neu auch wäre für die Spinnereien die Gewinnung des zu verarbeitenden Materials, da sie bisher immer die fertige Rohfaser bezogen. Auch ist noch keineswegs ersichtlich,



Erzherzogin Theresie von Österreich als Rotkreuz-Schwester an der italienischen Kampffront.



Österreichische Verpflegungsstation in einem Hafenort der südlichen Adria. (Mit Text.)
(Befehlshaber L. u. L. Kriegsministerium Wien.)

ob die so gewonnene einheimische Zute einen vollen Ersatz böte. So ließen denn auch bereits Stimmen sich hören, welche der geplanten einheimischen Zuteproduktion große Zukunft anjagten. Ist doch jeder Bringer einer neuen Sache davon eingenommen und jeder Erfinder ein Optimist. Auch ist noch nicht gesagt, daß die so günstigen Erfahrungen mit der Brennnessel sich auf andere Formen ohne weiteres übertragen ließen — dann fehlt es eben vor allem an praktischer Erfahrung. So dürfte nach der Wiederherstellung geordneter Verkehrsverhältnisse die ausländische Zute wohl nach wie vor verwendet werden und die einheimische ein bloßes Ersatzprodukt bleiben, wenn freilich damit nicht gesagt ist, daß die heimische Zutefabrikation in kleinem Maße sich halten könnte und für gewisse Produkte ständige Abnehmer fände, ohne je freilich das tropische Erzeugnis aus dem Felde schlagen zu können.

Viel bedeutender sind die Untersuchungsergebnisse auf dem Gebiete des Suchens nach einheimischen Kautschuk liefernden Pflanzen, wodurch außerordentliche Überraschungen gebracht wurden. Seit jeher kommt der Kautschuk aus dem tropischen Amerika und Westafrika. Die Hauptlieferanten sind für Amerika *Hevea brasiliensis* und *guianensis*, zu den Wolfsmilchgewächsen gehörend, und für Westafrika *Kickxia elastica*. Unter welchen Bedingungen in diesen Gebieten Kautschuk beschafft wurde, belegen in deutlicher Weise die Vorgehen und die Grausamkeiten im südlichen Amerika.

Eine der merkwürdigsten Entdeckungen machten nun schon 1909 Graefe und A. Linsbauer, welche den Kautschukgehalt einer in Österreich weit verbreiteten Pflanze untersuchten und fanden, daß ihr Gehalt an Reinkautschuk 0,49 Prozent, ihr Gehalt an Reinkautschuk der Trodensubstanz 19,06 Prozent und der Gehalt der extraktiven Substanz gar 73,21 Prozent (!!) beträgt, ungeheure Zahlen, wenn man bedenkt, daß die genannten und bisher wichtigsten tropischen Kautschukpflanzen nur 0,3 Prozent Kautschuk auf ihre Trodensubstanz enthalten, also mehr als 63 mal weniger als unsere bisher so vergessene einheimische Pflanze. Dieses wahrhafte Wundergewächs aber ist der Rutenlattich (*Lactuca viminea*), der, das Donautal als Ausfallspforte benützend, von Österreich aus nach Süddeutschland hinein sich erstreckt und nach Norden längs der Elbe bis Dresden reicht. Er besitzt zahlreiche rutenförmige Äste, die eine Höhe von zwei Metern erreichen. In allen oberirdischen Teilen, wie auch in seiner dicken Pfahlwurzel besitzt er viele Milchdrüsen mit einem weißen Milchsaft. Tritt dieser bei Verletzungen aus, so ist er erst gelb und flebrig, wird dann kastanienbraun und fadenziehend und zuletzt schwach elastisch.

Weitere Kautschuk liefernde Pflanzen sind die zapfenblättrige Wolfsmilch, welche zwar nicht eine so große Menge Reinkautschuk enthält wie der Rutenlattich, jedoch immer noch neunmal mehr als ihre tropischen Verwandten, nämlich 2,7 Prozent ihrer Trodensubstanz, und sodann die Saudistel (*Sonchus oleraceus*), die, an sumpfigen Orten sehr gemein, noch immer 0,16 Prozent Reinkautschuk enthält.

Alle indes übertrifft der Rutenlattich. Leider fehlen noch Resultate über Versuche seiner Anbaufähigkeit und in betreff der Wertigkeit seines Produktes. Trotzdem dürfte dieser Pflanze gleich der Nessel eine große Zukunft beschieden sein!

So erreichte die Botanik beachtenswerte Resultate. Aber Nacht wurde das bisher verachtete Unkraut zum begehrten Gewächs, das unbeachtete Kraut zur wichtigen Kulturpflanze. Wenn, wie ausgeführt, auch manches nach dem Kriege sich nicht halten dürfte, so wird doch noch immer ein Erledliches übrig bleiben als herrliche Früchte langwieriger Bemühungen in herber Zeit, und stolz darf da die Naturwissenschaft und mit ihr die Botanik darauf zurückblicken, erneut dem Volke neue Gebiete eröffnet, neue ergiebige Wertquellen erschlossen zu haben.

Meine Erben.

Skizze von Paul Blü. (Nachdruck verboten.)

Nun war ich also tot. Man hatte meinen entseelten Leib in einen kostbaren Sarg gelegt, und herum waren Palmen und Lebensbäume aufgestellt und am Kopfende brannten rote, gelbe Kerzen, die in schwer silbernen Randelabern steckten — eine heillose Verschwendung, über die ich mich noch im Tode ärgerte. Neben meinem Lager stand der Sargdeckel, über und über bedeckt mit breit beschleiften Vorbeerkränzen, — ganz so, wie es sich für einen in Alger grau gewordenen Hauswirt geziemte.

Sollte ich armer, alter Junggeselle, den seine zärtlichen Erben nun endlich totgepflegt hatten, noch Parade stehen, bevor man mir Zeit ließ, meinen einsamen Weg nach dem Friedhof zu tun.

Wie gesagt, mein Leib war tot. Aber meine Seele lebte. Und sie war noch nicht aufgelallert in den Äther. Sie war ein wenig neugierig, war sie doch die Seele eines Hauswirts, — sie wollte dabei sein, wenn meine zärtlichen Erben den Raub teilten. Ich hatte nämlich verfügt, daß mein Testament unmittel-

bar nach meiner Grablegung erbrochen werden sollte. — Seele hatte sich ängstlich verborgen; ganz tief in meinem gläsernen Uhrgehäuse lag sie und lauschte.

Meine Erben nahmen die Beileidsbezeugungen entgegen. Die Hommes machte mein Neffe, ein stattlicher Bierziger, man den Lebemann sofort ansah. Er war tadellos gekleidet, sein Kredit war wieder hergestellt, seit ich entschlimmert. Sein Gesicht glänzte im rotbläulichen Schimmer, denn er gestern abend die Schlüssel zu meinem Weinsteller gefaßt. Er war müde zum Umfallen, aber er zwang sich eine Miene auf und spendete mir so übermäßig viel Lob, als mein Universalerbe wäre.

Neben ihm stand seine Schwester, eine guterhaltene Frau von fünfzig Jahren, die sich zu dieser fröhlichen Todesfeier hochmodernes Trauerkleid auf Bump genommen hatte, und rend sie mit schluchzender Stimme immer aufs neue meine Gefinnung pries, als ob ich nie einen Mieter gesteigert oder exmittiert hätte, ließ sie ihre Blide über die Kleider der lichernden Damen gleiten, ob auch nicht eine eleganter und bisher gekleidet war als sie.

Ganz hinten in der Ecke, verdeckt durch ein Arrangement von Tüchern, stand der Sohn dieser Witwe, ein flotter, von zweiundzwanzig Jahren mit zerhacktem Gesicht und hielt sich mit meinem Zimmermädchen, einem feinen, Ganschen, dem das einfache schwarze Kleid vortrefflich schi.

Schier endlos waren die Beileidsbezeugungen, und nie ich mir träumen lassen, daß mir so viel anteilnehmende auf dieser Welt lebten. In allen Tonarten wurde mir gesungen, und Verdienste wurden mir nachgefragt, die ich Leben gehabt hatte. Fast alle meine Mieter waren da, und hatten Kränze gebracht. Das gerade hatte mich am geärgert. Denn noch jetzt muß ich es frei und offen bek daß ich ihnen ein Tyrann im Hause war. Mein Schuster, mein Schneider, denen ich immer die Rechnungen geta, sie dann erst nach Jahren bezahlt habe, auch sie hatten mir beer gespendet. — Sogar mein Barbier war gekommen, Mann, den ich geärgert und geizt habe zum Götterbo, auch er brachte einen Kranz geschleppt.

Ah, mir wurde ganz elchast, als ich all die Erbärm und Feigheit und Heuchelei sah! Aus aufrichtiger Teil hatte mir keiner etwas gebracht, denn sie hatten mich alle, samt. Das wußte ich. Aber das gerade wollte ich auch war meine Jugend, mein Glück, meine Liebe gestohlen und so hatte man aus mir einen Menschenfeind gemacht, wollte tyrannisieren und knechten, meine Verwandten fremden Leute, — ich wollte von allen gehaßt und ge sein, weil ich den Glauben an die Menschheit verloren h.

Langsam bewegt sich der lange Trauerzug durch die St. Viele Neugierige stehen und gaffen den überreichen Schmuck an. Und meine Seele flattert mit.

Endlich ist der Friedhof erreicht. Das junge, frische des ersten Frühlings schießt empor. Aus allen Zweigen erlustige Lenzstimmen. Millionen kleiner bunter Blumen schm die Erde, und frischer, würzduftender Geruch liegt rings Luft. Ach, es ist schön, im Frühling zu sterben.

Eine endlos lange Grabrede. Wieder Lob und Lob. Dann Schluchzgefang, sehr stimmungsvoll und schön. Dann ein still bet. Und dann rollen die ersten Erdschollen auf den Sarg, vollbracht. Ruh' aus, mein alter, müder Leib, jetzt hast du ge.

Nach einer Stunde war mein blumengeschmückter einjam und verlassen.

Aber da, eben als die letzten Strahlen der sinkenden auf meine Ruhestätte fallen, da naht sich noch jemand.

Eine Frau, gebeugt und am Stod gehend, tief verh schwarzen Schleier. Langsam kommt sie näher. Sie bringt kleinen Kranz von düstigen Beilchen. Mit zitternden Hän sie die Spende auf den Hügel nieder. Und dann preßt Hände ans Gesicht und weint lange und bitterlich.

O, wie meine arme, alte Seele aufjauchzt!

Die ersten wahren Tränen, quellend aus wehem — so habe ich also doch nicht umsonst gelebt!

Ja, meine gute Alte, meine mir — deine Trauer tut wohl nach all der Heuchelei.

O, ich entsinne mich des Tages noch, als wir beide zum Male uns fanden! Der Flieder blühte. Ganze Wogen Duft umhüllten alles rings umher. Und im flutenden licht schwamm die prangende Welt.

Ich war eben gelandet. Mein Boot hatte ich besetzt, nun kam ich ans Land. Da sah ich dich. Wie von einem geblendet stand ich still. Prangend in der Fülle deiner Jugendblüte standest du vor mir. Ich glaubte zu träumen, ein Märchen kam mir da alles vor. Und wie besangen von

Vertraum schlich ich vorbei an dir. — Ach, das Herz war
Zerspringen voll. Ich war wie umgewandelt. Ich floh
Reinen, keinen einzigen wollte ich sehen. Allein
mit meinen Träumen wollte ich sein. Und ich floh in den
weit hinein, wo heilige Stille war, warf mich in die hohen
preßte mein glühend heißes Gesicht ins junge Grün und
vor lauter überschäumender Glückseligkeit. Ach, ich hab'
so lieb gehabt, so unsagbar lieb! Aber ich war arm und
so reich und so wurde nichts aus unsern Plänen.
Ich weiß wohl, daß du unglücklich warst, als man dir den
Namen aufzwang; ich konnte es damals nicht verhindern,
du hättest auf mich hören sollen; ich hätte dich entführt
deine Reichtümer und ich hätte für dich gearbeitet, so lange
leben konnte. Dazu aber fehlte dir der Mut und so hast du
beide elend gemacht fürs ganze Leben.
Ich bin dann durch die Welt gewandert, um alles zu vergessen.
Ich habe gearbeitet, ruhelos und ohne Ermatten, bis ich ein
Mann geworden, und ich habe alle Liebe und Weichheit
verloren, denn ich wollte hinfort nur noch hassen — hassen und
hassen, weil ich so früh meines Glücks beraubt worden war.
Ich wollte dich vergessen. Nie habe ich nach dir geforscht,
dich wiedergefunden. Und erst wenige Wochen vor meinem
Tode brachte mir ein Zufall deine Spur.
Unglückliches Weib! Jetzt warst du arm, dein Mann tot,
dein Geld hat er verbraucht, und nun im Alter warst du und deine
Kinder arm und hilflos. Ich war gerührt. — — —
Ja, meine nur an meinem Hügel, du gute Alte, das tut mir
so weh, denn ich weiß nun ja, daß du mich nicht ver-
gessen hast, — weine nur, aber verzweifeln nicht, wenn ich auch
zu dir gekommen bin, ich habe dennoch an dich gedacht;
Tob, in seiner Erhabenheit, löscht ja alles aus.

Das ist mein Testament geöffnet.
Hal hal! — So habe ich nie gelacht. Die Gesichter von
trauernden Hinterbliebenen. — Ja, liebe Kinder, so geht's,
man mit Summen rechnet, die man noch nicht hat.
Die Hälfte meines Vermögens habe ich jener armen alten
Frau vermacht und die andere Hälfte meinen Erben.
So, mein lieber Kesse, nun heißt es arbeiten, wenn man seine
Verpflichtungen bezahlen will — ja, meine geliebte Nichte, jetzt muß
deine Hofstatt mäßigen, jetzt muß man sich einschränken, wenn
man arbeitet nur, wie ich gearbeitet habe.
Hal hal hal! — wie sie wettern und toben. Jetzt heißen sie
nicht mehr edel und hochherzig, ein alter Fülz bin ich jetzt,
verloster Egoist, — ihre Gesichter glühen vor Erregung, und
den Augen funkelt die Wut, — jetzt bedauern sie sogar, eine
solche Leichenfeier veranstaltet zu haben!
Nur du, meine gute Alte, du bist mir dankbar. Aus deinen
Andenken lese ich es. Ach, es ist so wohlthuend, wenn man
vor seinem Hinscheiden noch so ein gutes Werk tun kann.
Nun bin ich auch so friedlich eingeschlummert.
Aber höre noch: Sei deinen Kindern eine gute Mutter,
und wenn sie einmal ernsthaft lieben und einen Bund fürs
Leben schließen wollen, tritt niemals hindernd dazwischen, sondern
sei an uns, die wir beide so elend geworden sind.
Und nun leb' wohl.

Frühlingshygiene.

Von Hermann Borlenhagen. (Nachdruck verboten.)

Der Frühling steht vor der Tür. Da ist es Zeit, auch daran
zu denken, wie man im Frühling seine Gesundheit pflegen
kann. Zwar meinen viele, darüber brauche man sich in der Früh-
lingszeit nicht viel Sorge zu machen, da die linden Frühlingslüfte
keine großen gesundheitlichen Gefahren mit sich führen, aber die
Erfahrung lehrt, daß wir uns gerade im Frühling ganz besonders
hüten müssen, wenn wir unser Wohlbefinden und unsere
Gesundheit vollkommen erhalten wollen.
Gehen wir nämlich spazieren oder arbeiten wir angestrengt
frei, so wird es uns bald zu warm im Frühlingssonnen-
licht und wir ziehen den Stock aus oder lösen unsere Kleidung.
Dann kommt es vor, daß wir eine Pause machen und still stehen.
Dann erschauern wir unter einem kühlen Luftzug, und ehe wir
das bemerken, haben wir Schnupfen und Husten weg. Dann
können wir noch gelinde wegkommen; denn wir konnten auch
keine ernsthafte Lungenentzündung oder Rheumatismus davon-
tragen. Besonders diejenigen, welche in der Frühlingszeit in
Gärten schwere, schweißtreibende Arbeit zu verrichten
haben, kann eine Unbedachtsamkeit teuer zu stehen kommen.
Gefährlicher als die augenblickliche Erleichterung in der Be-
wegung ist ein früher Kleiderwechsel im Frühjahr. Wer sich daran
wagt, hat in der kalten Jahreszeit in Unterkleidung zu gehen,

darf nicht die Kleider wechseln, wenn es ihm ein bißchen zu warm
wird; denn ein kalter Tag kann ihm in leichter Kleidung höchst
gefährlich werden. Daher ist es ratsam, mit dem Kleiderwechsel
so lange zu warten, bis das Wetter beständig, schön und warm ist.

Aber auch die Wohnungen bergen im Frühling gesundheitliche
Gefahren. Bekanntlich ist jede Hausfrau froh, wenn sie den Ofen
in den Ruhezustand setzen kann. Haben die Leute tagsüber im
Freien ihre Beschäftigung, scheint auch kein Bedürfnis mehr vor-
zuliegen, die Wohnung noch zu heizen. Und doch ist gerade das
Gegenteil richtig. Denn zum Essen und zur Abendzeit wird der
Aufenthalt in der Wohnung notwendig. Haben sich nun die
Menschen draußen warm gemacht, so wird es ihnen in der kalten
Wohnung unbehaglich. Aber das Unbehagen steigert sich nicht
selten bis zur Erkältung. Husten, Schnupfen, Kopf- und Glieder-
reizen, Durchfall, kurzum, alle Erkältungskrankheiten haben häufig
ihre Ursache in den kalten Wohnungen, namentlich auf dem Lande,
wo die Temperatur in den Häusern infolge der kalten Frühlings-
nächte erheblich sinkt. Das Heizen der Wohnungen darf also im
Frühling nicht vorgeeilt aufgegeben werden.

Somit haben wir natürlich die größte Ursache, uns des Frühlings
zu freuen, und die Gesundheitspflege erfordert sogar den Auf-
enthalt in der Frühlingsluft. Das altdeutsche Sprichwort: „Naus
mit der Siege an die Frühlingsluft“ hat auch in bezug auf die
Menschen eine große Berechtigung. Namentlich diejenigen,
welche sich in der Winterzeit aus Gesundheitsrücksichten viel in
der Wohnung aufhalten mußten, müssen hinaus in die frische,
freie Luft. Natürlich dürfen sie sich hier nicht still hinsetzen, sondern
müssen sich Bewegung machen, damit ihr Blut schneller durch die
Adern rinnt und die Frühlingsluft tief in ihre Lungen strömt.
Dann wird auch ihr Körper und Geist die Spannkraft wieder
gewinnen, die ihnen vielleicht im Winter verloren gegangen ist.

Endlich muß noch auf den alten Aberglauben über die Früh-
lingsstürze aufmerksam gemacht werden. Es gibt nämlich nicht
wenig Leute, die meinen, in der Frühlingszeit habe jedermann
eine Art Reinigungstür nötig, damit seine Gesundheit dauernd
gefestigt wird. So nehmen sie denn Abführmittel in großen
Mengen. Ach, die Toren! Sie ahnen nicht, wie schwer sie sich
damit gegen ihre Natur versündigen! Gerade durch diese gewalt-
samen Reinigungsturen im Frühling wird der Körper ungemein
geschwächt, so daß er weniger widerstandsfähig ist gegen die ge-
undheitlichen Gefahren im Frühling.

Fassen wir alles noch einmal zusammen, so sehen wir, daß
eine vernünftige Frühlingshygiene hauptsächlich in Vorsicht,
Bewegung und einer naturgemäßen Lebensweise besteht.

Nat.



in im Leben
Danach streben,
Deinen eignen Weg zu gehn!
An dem Weg, das and're weben,
Selbstsucht, Neid und Mißgunst flehen — —
Lern im Leben
Danach streben,
Fest auf eignem Fuß zu stehn! Willy Ludwig

Fürs Haus

Gefädeltes Schuhchen (Erforderlich: 15 Gramm weiße Zephyrvolle.)

Man beginnt die Sohle auf einem Anschlag von 7 Maschen und ar-
beitet in tunesischem Stich, einer guten Form nach. Der Schuhteil ist dop-
pelt gefädelte, das Futter in tunesischem Stich, die Außenseite in Zwillings-
stich, siehe Abbildung 2. Dieser ist wie tunesischer Stich zu arbeiten, nur faßt
man in jeden 2ten Faden von hinten



Zwillingsstich in tunesischer
Fädelarbeit zum Schuhchen.

legt. Man beginnt auf einem Anschlag von 40 Maschen und häkelt als 1te
Reihe des Fußblatts 16 Maschen. Die übrigen 24 Maschen bilden die
Grundlage des einen Seitenteils, für den 2ten Seitenteil werden die ent-
sprechenden Maschen stets neu aufgeschlagen. 2te Reihe: 3 Maschen neu
auflegen, dann 22 Maschen Zwillingsstich, aber die 6te und 7te und 18te
und 19te Masche zusammenfassen. Die zwischen dem 2maligen Abnehmen
liegenden 10 Maschen bilden das Fußblatt. In der 3. bis 5. Reihe an-
fangs stets 3 Maschen neu auflegen, am Ende 3 der vorhandenen Lust-
maschen dazunehmen. In der 6ten Reihe 12 Maschen neu auflegen,
zum Schluß die letzten 12 Lustmaschen dazunehmen. Als 7te Reihe wird

eine kurze, aus 8 Maschen bestehende Reihe eingeschoben, die 8te Reihe bis zum Ende gearbeitet und da auch die kurze Reihe eingeschoben. Die 8te—10te Reihe wieder in eins arbeiten, in jeder Reihe die Maschen vor und nach dem glatten Fußblatt zusammennehmen. Die 11te—13te Reihe endigt 2, 3 und 4 Maschen vor dem Fußblatt, 2te Seite ebenso arbeiten. Naht vom Futter und Oberteil hinten schließen, beide Teile am oberen Rand mit rosa Perlgarne zusammenhäkeln, dabei die kleinen Evangen auf je 6 Luftmaschen mit fester Masche darauf. Als Abschluß eine kleine Kränze aus je 2 Stäbchen in 1 Masche gestochen, Gruppen wechselnd in die oberste und zweitoberste Reihe.

Unsere Bilder

Groß und klein gefüllt sich gern. Wir zeigen hier zwei Soldaten als gute Freunde, die in einem größeren Truppenlager zusammengetroffen sind und sich an ihrer Größe messen. Ein Volksheld, wie es jetzt das deutsche Heer ist, besitzt natürlich die verschiedensten Größen in seinen Soldaten, da eben jeder gesunde Mann, ob groß oder klein, das Vaterland zu verteidigen hilft.

Erzfeldzeug Generalleutnant Ritter von Knecht, welcher vom Kaiser unlängst das Eichenlaub zum Orden „Pour le mérite“ verliehen erhielt. Er ist Kommandeur der überall bewährten 11. Infanterie-Division (Armeeoberkommando München), „die auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen in West und Ost unvergängliche Lorbeeren geerntet hat“, wie der Kaiser in einem Handschreiben wörtlich zum Ausdruck brachte.

Eine österr. Verpflegungssituation in einem Hafenort der südlichen Adria. Die Zufuhr der Verpflegung für die an der Adria stehenden österr. Truppen erfolgt trotz der Kriegswirren meist durch Schiffsverbindungen, wie sie unser Bild zeigt, und es ist damit der beste Beweis erbracht, daß die Adria bisher noch frei ist und Italien nicht diesen Meeresteil beherrscht.

Allerlei

Ein bedeutungsvolles Hurra. Bei den Kämpfen in Flandern erhielt die Kompanie eines Regiments den Befehl, eine Brücke zu künften. Als sich die Kompanie auf verhältnismäßig kurze Entfernung der Brücke genähert hatte, rief ein Soldat: „Hurra!“ Kaum war der Ruf ertönt, so weckte er ein hundstarkes Echo: „Hurra, hurra!“ schallte es über das Feld. In demselben Augenblick flog unter ohrenbetäubendem Knall und Krach die Brücke in die Luft. Der Feind war durch das vorzeitige Hurra getäuscht worden und hatte die Brücke einige Minuten zu früh gesprengt. So wurde durch das Hurra die ganze Kompanie gerettet.

Kriegshunde. In dem gegenwärtigen Kriege spielen bekanntlich die Sanitätshunde eine große Rolle. Sie leisten beim Aufsuchen des Verwundeten große Dienste. In früheren Zeiten waren Kriegshunde eine bedeutende Macht, die dem Feind viel zu schaffen machte. Als Marius bei Verceil (101 v. Chr.) die Kimbern besiegte hatte, mußte er noch einen hartnäckigen Kampf gegen die kimbriischen Weiber mit ihren Hunden ausfechten. Die Spanier verwendeten bei der Eroberung Mexikos große Bullenbeißer. Auch die Engländer bedienten sich auf Jamaika gegen die Maronnegers der Bullenbeißer. Im Mittelalter wurden oft gepanzerte Doggen in die Schlacht geschickt. Am Rücken dieser Kriegshunde waren lange Messer und Brandtöpfe befestigt. So stürmten sie zuweilen den Rittersnellen entgegen. Zwar konnten sie diesen selbst nicht viel anhaben, aber sie wurden durch Beißen, Stechen und Brennen den Pferden sehr gefährlich und erschütterten infolgedessen die feindliche Schlachtlinie oft derart, daß sie dem folgenden Angriff nicht mehr standhalten konnte.

Ein Thron, den niemand zurückforderte. Am Vorabend des Deutsch-französischen Krieges erschienen in einer namhaften deutschen Stadt zwei Ausländer, offenbar Franzosen, die eine mächtige Kiste als einziges Gepäck bei sich führten. Sie flogen in einem feinen Hotel ab und hielten sich längere Zeit dajelbst auf, ohne je nach der Rechnung zu fragen. Diese schwoll nachher zu solcher Höhe an, daß schließlich dem Hotelbesitzer bange wurde und er sich entschloß, seinen elegant und weltmännisch auftretenden Gästen die Rechnung unverlangt zu präsentieren. Darüber jedoch war die Schlacht von Sedan herangekommen, und in dem allgemeinen Siegestaumel waren die beiden Franzosen auf einmal spurlos verschwunden. Ehe der Wirt seine Ablicht hatte ausführen können. Die geheimnisvolle Kiste, die längst des Wirtes Neugier erregt hatte, war zurückgeblieben. Als nach geraumer Zeit sie niemand tellamierte, öffnete er sie. Zu seinem nicht geringen Erstaunen fand er darin einen wundervoll gezeichneten, geschnitten und reich gepolsterten Thronstuhl, der den französischen Adler mit Louis Napoleons Monogramm an sich trug. In seinem Innern befand sich eine Spieluhr, die melodische Weisen spielte, sobald sich jemand auf den Thron setzte. Es blieb keine andere Auslegung übrig, als die, daß der Kaiser Napoleon, der es für selbstverständlich annahm, daß der Sieg sich an seine Sohlen heften werde, den Thron in Berlin benutzen wollte, nachdem er die Hauptstadt Deutschlands in seine Gewalt gebracht hatte. Das Schicksal bereitete indessen seine Pläne, daher der überreife Rückzug der Thronwächter. Es ging dem Kaiser Napoleon darin ähnlich wie seinerzeit dem Könige Kertez von Persien,

der, als er das kleine Griechenland mit Krieg überzog, den Marsch gleich mitbrachte, auf dem er seine Siege verherrlichen wollte, und der her froh war, das nackte Leben in Sicherheit zu bringen. Der napoleonische Thron wanderte später nach England, wo die Witwe des Hotelbesitzers an irgendeinen Karitätenstifter verkaufte.

Gemeinnütziges

Kartoffelsuppe ohne Milch und Ei. 600 Gramm gekochte Kartoffeln, 1/4 Liter Wasser, 10 Gr. Salz, 150 Gr. Kartoffelmehl, Butter. Die geriebenen Kartoffeln werden mit dem kochenden Wasser mischt, dann rührt man schnell das Kartoffelmehl dazu, formt 15 Minuten der Masse und läßt sie 10 Minuten lang in Salzwasser kochen.

Am echten Spigen eine gute Appretur zu geben, empfiehlt sie nach dem Waschen in eine aus gleichen Teilen Milch und Wasser bestehende Mischung zu tauchen und dann erst zu glätten.

Der Anbau des Rosenkohl wird noch mancherorts zu früh vorgenommen durch erzielen wir aber nur kleine und festgeschlossene Köpfe. Diese bilden sich erst recht aus, weshalb vor Mitte mit dem Pflanzen begonnen werden. Auch das Dichtpflanzen bewirkt man. Knospenbildung. Mindestabstand sollte 60 Zentimeter nach allen Seiten.

Antrauf auf dem Komposthaufen dort nicht gelitten werden; es geht deshalb entfernt werden. Mit dem Anpflanzen von Kürbissen auf dem Komposthaufen ist es anders. Durch die Veratung der Haufen vor Austrocknung geschützt.

Das Abtrocknen von Hülsenfrüchten vermeiden, wenn der Boden der Töpfe dem Gebrauch tüchtig mit Speck eingeweidet wird. Auch ist es sehr zu empfehlen Hülsenfrüchte eine Nacht lang einzunässen am andern Morgen aber mit kochendem Wasser aufzusetzen.

Leere Fässer brenne man nicht mit rufus aus, damit ist eine Explosionsgefahr verbunden. Man reinigt die Fässer ebenfalls heißer Sodalauge, die durch Schwefel im Innern verteilt wird. Dabei werden Fässer noch Menschen in Gefahr gebracht.

Blutungen aus der Nase stillt man einfachsten, indem man den Kranken Eiswasser, dem eine kleine Menge Essig zur leichteren Blutgerinnung zugefügt ist, aufsprühen läßt. Auf den Rücken und auf die Schläfen lege man kalte Kompressen. Der Patient muß ferner bei erhöhtem Kopf eine ruhige Rückenlage einnehmen. Durch starkes Schnauben wird die Blutung vermehrt. Läßt die Blutung nicht nach, dann muß man ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen.

Scharade. Das Erste liegt am Wege dort, Das andre ist ein feher Ort. Das Ganze, das ihr oftmals seht, Arbeitend an dem Ersten steht. Julius Fald.

Einrätsel. a, an, ard, du, dü, e, en, es, garn, ge, ha, i, jam, il, is, la, lam, le, ly, ma, me, mir, nam, per, po, ra, ren, ri, roh, se, sem, siz, te, ti, to, un, ver, wocht, xa.

Aus vorstehenden Silben sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Zitat aus Schillers „Wilhelm Tell“ ergeben. — Die Wörter haben folgende Bedeutung: 1) Deutsche Stadt. 2) Küstenland am abtrat. Meer. 3) Buch des alten Testaments. 4) Königreich in Asien. 5) Männlicher Vorname. 6) Küstentucht. 7) Religiöses Wort. 8) Biblischer Frauenname. 9) Eine der Großen Antiken. 10) Schweizer Naturforscher. 11) Europäisches Königreich. 12) Person der griech. Mythologie. 13) Männlicher Vorname. 14) Kaufmännischer Ausdruck. 15) Deutscher Architekt. 16) Österreichischer Kriegsheld.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer: Tue immer das Deine, beachte nicht das Meine.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Beisser, gedruckt und herausgegeben von Steiner & Beisser in Stuttgart.



Porter Wint.

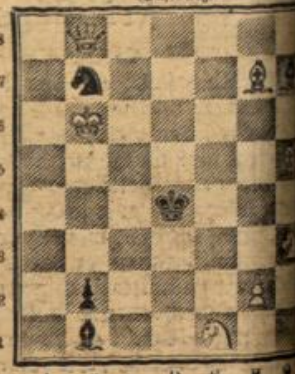
Schwiegerohn, dessen Schwiegermutter sich noch längerem Besuch wieder verabschiedet: „Also, nochmals adieu, liebe Mama, bleib gesund — na, das nächstemal, wenn du wieder kommst, kannst du ja mit der Lokalbahn bis hierher fahren!“ Schwiegermutter: „So — ach das ist aber gänzlich, wann wird sie denn eröffnet?“ Schwiegerohn: „Ich glaube, so in etwa zwei bis drei Jahren!“

Homonym.

Du fährst es, doch du siehst es nicht, Es zeigt dir's auch die Kompanie, Du siehst's in einem schönen Bild, Dort ist's als eine Stadt bekannt. Fritz Guggenberger.

Problem Nr. 172.

Von R. Trautler. Nové Parisaké Mody 1894. Schwarz.



Weiß. Matt in 2 Zügen.